

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 12

Artikel: Bertha Zürcher 70jährig

Autor: Oesch, Lili

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

teile sie. Was du einem dieser Geringsten tust, das hast du mir getan! Und wer dir im geheimen einen Brief gibt, dem nimm ihn ab."

Der Großsohn versprach, dies alles zu tun.

Am andern Morgen, es war ein heller Märztag, standen die Berner in Scharen an der Schiffslände im Marzili.

Das Schiff lag bereit, der Schiffer und seine Knechte untersuchten zum letztenmal die Ruder und Stacheld und Ketten und trugen Fässer mit Lebensmitteln hinein.

Jetzt kam vom Marzilitor herab ein seltsamer Zug, die Täuber aus der Insel und dem obern Spital, auch noch einige aus den Gefängnistürmen. Voran die Frauen, zwei und zwei zusammengekettet, bleich und eingefallen, lahm und krank. Zwölfe kamen zu Fuß, die Dreizehnte wurde auf einer Bahre herabgetragen, sie hatte die Sicht und konnte nicht mehr gehen.

Dann kamen die gefesselten Männer, einige mit Eisenkugeln, die sie an den Füßen nachschleppten, das waren die Lehrer und Zeugnisgeber, die den Winter, in Ketten geführt, in den kalten Türmen zugebracht hatten. Sie gingen mühsam und stützten einander, zwei oder drei wurden von Prozessen geführt, weil sie sonst nicht vormärts gekommen wären.

Die Herren der Täuferkammer waren alle erschienen und schauten zu. Der Präsident, der Herr von Dießbach, sagte plötzlich zum Waisenhauspfarrer Gryph, der spöttisch auf die Elen den herabfah: „Kommt dort nicht der Herr Schultheiß Willading selber?“

„Doch, er ist's, und der Herr Ritter bei ihm, der die Reise mitmacht; er wird auch sehen wollen, wie die Pest endlich zum Lande hinaus fährt!“

„Wieviele habt Ihr im ganzen?“, fragte der Schultheiß sachlich, aber seinen Mundwinkeln sah man die Freude deutlich an, die er verspürte.

„Es sind sechsundfünfzig, Herr Schultheiß.“

„Ist denn nicht alles drauf, was eingesperrt war?“ fragte er verwundert. „Kürzlich hieß es doch, es seien neunundfünfzig Gefangene.“

„Doch, alles was wir haben“, lachte Gryph, „aber eine Frau ist seit ein paar Tagen verschwunden, kein Mensch weiß, wohin. Sie soll zum Marzilitor hinaus und davon sein, aber die Stadtwache weiß von nichts; einfach ein Rätsel. Zwei Männer sind gestorben, einer vor vier Tagen, der andere liegt noch im Dittlingerturm.“

„Eigentlich hätte man den auch aufs Schiff bringen sollen!“

„Nur das nicht“, wehrte Herr Ritter erschrocken; „die Lebendigen sehen ja wie Leichen aus! Ich fürchte, ich bringe sie nicht nach Amerika hinüber; die Stadt hat mir etwas Schönes eingebrokt!“

„Einverstanden, Herr Ritter, ich glaube auch, daß es besser wäre, allen die Köpfe abzuschlagen und Euch mit diesem Transporte zu verschonen! Die vielen Leute, die gekommen sind, hätten alle Freude an dem Spektakel!“

Jetzt wurden die Armen herbeigeführt und auf die drei langen Bänke gesetzt, die sich der Länge nach durch das Schiff zogen.

„Was gibt's jetzt noch dort drüben?“, fragte der Schultheiß, der auf alles aufpaßte.

„Da kommen noch ein paar Auswanderer, die freiwillig nach Karolina wollen und das gleiche Schiff benützen, etwa dreißig Mann. Ich bin froh über ihre starken Arme, denn ich fürchte, wir werden sie noch brauchen müssen, um den einen oder andern der Täuber hinauszutragen, der nicht mehr weiterkommt!“

Nun gab es drüben bei den Einsteigenden einen richtigen Auflauf und ein regelrechtes Geschrei.

Die Herren traten näher. Da sahen sie, wie einem alten Täuber der im Gefängnis gefaulte Rock zerriß und wie Zunder vom Leibe fiel, nur weil ihn einer der Auswanderer mit seinem Rückenkorb gestreift hatte. Jetzt stand er entblößt da in seinem zerrissenen Hemd.

„So kann man den Armen doch nicht aufs Wasser lassen“, jammerte eine Frauenstimme.

Fortsetzung folgt.

Bertha Züricher 70jährig

Motto: *Lach dich von den Ungewittern
Dieses Lebens nicht verbittern!
Bald auf neu erstandenen Blüten
wird die Frühlingsonne zittern!*
Heinrich Leuthold.

Wie oft hat sie sich nach diesen tapferen Richtlinien wieder aufgerichtet, sie, die am 20. März dieses Jahres das siebzigste Lebensjahr vollendet, unsere allbeliebte Malerin Bertha Züricher. Ein echtes Bernerkind ist sie stets gewesen und immer geblieben, mochten auch fremde Länder und Menschen sie, die rastlos Wandernde, immer wieder angezogen haben. Aber trotz aller Weltöffnerheit, trotz allem Wanderblut, trotz allen lockenden Fernen, blieb sie der Stadt ihrer Väter treu und hat aus ihrer stolzen Erde stets wieder neue Schaffenskräfte gezogen und empfangen.

Bernerin ist sie in ihrem bedächtigen Wesen, in ihrem zähen Fleisch, in dem Müt-nah-la ihrer unermüdlichen Schaffenskraft, in der Verlässlichkeit ihres braven Charakters, in der Anspruchslosigkeit der äußeren Lebensbedingungen; Weltbürgerin aber ist sie in dem hohen Flug ihrer Gedanken, in ihrer Hilfsbereitschaft für alles Gute und Edle, in dem kühnen Sichhinstellen über ängstliche Grenzen, in der Weiträumigkeit ihrer geistigen und seelischen Bezirke.

Es ist kein Zufall, daß sie eine zweite Heimat dort unten am Mittelmeer besitzt, wo der Horizont unbegrenzt ist und die Wellen nie erahnen. Wird ihr die Böe zu rauh in der Stadt des Herzogs von Bähringen, dann flieht sie hinunter, dahin, wo die Olivenbäume an sanft geneigten Hängen wachsen, die

Agaven blühen und die ernsten Zypressen gegen Abend über lange Schatten werfen. Dort horstet sie in dem lieblichen Bormes, dessen Schönheit sie immer wieder mit begeistertem Pinsel einfängt; die engen, steilen Gäßchen, die blumenübersponnenen grauen Mauern, die zitternden Sonnenkringel auf den warmgekühlten Steinfliesen.

Sie gehören zu ihren schönsten und ergreifendsten Werken, die Bilder, mit der Sicht auf das tiefblaue Meer, die heimlichen Buchten mit dem silbrigen Sand des Ufers, oder jene Meerestümpfen mit den jähren Felsenklippen, die sich heroisch ins Meer niederstürzen. Ich erinnere mich noch eines solchen großformatigen Gemäldes, das von kleinem engen Ausblick aus die Sicht auf das gewaltig dröhrende Meer frei gibt: Nichts als ein kleines Stückchen Strand, und die Unendlichkeit des blauen Meers. Flatterte nicht noch der duftende Schleier der badenden Naiade irgendwo, leise schwingend in den Lüften? Dass auch dem Künstler nicht jedesmal gleiches Gelingen beschieden ist, das ist selbstverständlich, ganz besonders beim schöpferischen Menschen gibt es Aufschwung und Niedergang, gleich wie Flut und Ebbe.

Aber nicht nur das Meer und die Riviera, noch viel mehr an Motiven gab ihr unser eigenes gesegnetes Vaterland: Was malte sie nicht alles in ihren Bergen zusammen! Zum ersten

Mal vor vielen Jahren sah ich Bertha Zürcher im weltverlorenen Lauenen bei Gsteig, wo sie sich in einem Heuschoberli „wohnlich“ eingerichtet hatte. Aber die Künstlerin war darin dem Diogenes ähnlich, philosophisch beschied sie sich auch mit der primitivsten Behausung, wenn sie nur ihren Farbkasten unterbringen und an einem sprudelnden Bächlein Pinsel, Palette und Hände waschen konnte. Darin war sie ein wahres, urbescheidenes Jüngerlein der Kunst, der zuliebe ihr kein Opfer zu groß war. Das zeigte sich schon in ihren frühesten Jugendtagen.

Eigentlich sollte sie Haushaltungslehrerin werden, (es klingt wie ein Witz), dann aber regte sich in dem energischen Jüngerlein ein kühnerer Geist, und sie setzte es durch, nach München zu fahren und sich dort mit Inbrunst der Kunst in die Arme zu werfen. Sie wurde ein richtiges Schwabingermalweibchen, fühlte sich sofort wohl in dem Kreis gleichgesinnter Menschen, nahm teil an dem regen geistigen Leben der Isarstadt. Von dieser Zeit datieren viele interessante Bekannt- und Freundschaften, unter andern die mit Hans Thoma, die sich bis zum Lebensende des Meisters fortsetzte.

Überall wo dieses frohgemute Kind der Berge hinkam, öffneten sich ihm die Herzen. Seine Treuherzigkeit, Unverbildung, die Geradlinigkeit der Wesensart ebneten ihm die Wege. Zu seinen getreuen Gönnern gehörte auch Josef Victor Widmann, der auf eine ganz eigenartige Weise dem Schicksal der Malerin verknüpft war. Die Geschichte ist zu hübsch, als daß ich sie dem Leser vorerhalten möchte, und ferner lasse ich ungern eine der wenigen Gelegenheiten verpassen, um dieses herrlichen Menschen wieder einmal zu gedenken.

Bertha Zürcher war noch ein Kind, als ihr Vater auf dem Areal der damaligen großen Liebegg, gegen den alten Muriwalden zu, ein Haus nach eigenen Plänen für die rasch sich vergrößernde Familie, erbaute. Tag für Tag wanderten die Kinder des damaligen Oberrichters Zürcher nach dem Leuenberg und verfolgten mit glühendem Interesse das Werden ihres zukünftigen Heimes, auf das sie sich freuten, mit jener Inbrunst, wie sich eben nur Kinder freuen können. Aber ihre Vorfreude welkte plötzlich jäh dahin, der Vater und Ernährer starb aus der kinderreichen Familie heraus. Dahin war der Traum vom selbsterbau-

ten Nest, und die Witwe war gezwungen, das eben fertig gestellte Haus einem Fremden zu überlassen. Da meldete sich als Käufer plötzlich der nachmalige Redaktor des „Bund“, der damals noch Direktor der Mädchenschule war, J. B. Widmann. Frau Zürcher wurde bald einig mit ihm, war er doch der einzige, der am Kaufpreis nichts abmarkte, im Gegenteil; als die schwerepräfte Frau die Kaufsumme in Empfang nahm, da hatte der generöse Käufer noch zwei Tausender draufgelegt, mit der noblen Begründung, sie sei ja Witwe und habe noch Kinder zu erziehen. Hoch klingt das Lied vom braven Mann! So wurde der Leuenberg zum Dichterheim. Der Segen dieser schönen Tat hat fortgewirkt, reiche Früchte durfte er ernten, der solches Saatgut in die Scholle seines Hauses senkte!

Aber J. B. Widmann blieb auch weiterhin der Familie Zürcher gewogen, und als das schüchterne, kleine Bertheli von seinen Wanderjahren, die es auch nach Paris geführt hatten, zurückkam, da war einer der ersten Besucher seiner Ausstellung der Redaktor des „Bund“. Er war es auch, der der jungen Künstlerin die Wege ebnete, der sie einführte in die Reihen der pinselwaschenden Kollegen. Hier mußte sich die anfangs unbeherrschte ihrer Haut wehren, aber mit den Kämpfen wuchsen auch die Kräfte und oft wurde sie gezwungen die Klinke zu kreuzen, aber immer tat sie es mit offenem Visier. Die Intrige und die Falschheit waren ihrem geraden Wesen zuwider.

So möge sie denn ihren Geburtstag feiern, umgeben von jenen Kindern, die ihre eigensten sind und die sie taufende von Malen immer wieder, gebannt von ihrer Schönheit, festgehalten hat: den Blumen. Sie mögen dem Geburtstagskind ins Ohr raunen, daß sein Leben ein reiches, gesegnetes, harmonisches gewesen ist, und daß die Kunst auch jene zu küssen versteht, die um sie gedarbt und gerungen haben.

Ich glaube der obligate Wunsch, den man in solchen Fällen noch wie eine wippende Pfauenfeder hintanbindet: „Es mögen ihr noch viele Jahre ungetrübter Schaffensfreude vergönnt sein“, dieser Wunsch ist völlig überflüssig, denn wer Bertha Zürcher kennt, der weiß: Solange sie lebt, solange wird sie auch malen. Das ist auch die feste Überzeugung der Verfasserin dieser Zeilen.

Lili Desch.

Pfarrers Eier

vom Daniel Sterchi

All Mäntig u Frätig isch dr Grämpler-Housi de Burehüser nah ga d'Eier zämechouffe u isch de zmonderisch mit ne z'Märit. Deppis dro het er scho grad uf em Chehr schönne abseze: im Bintli, dr alte Lehrgotte u mängs Jahr o im Pfarrhus. Hingäge, sit dr neu Pfarrer vzoige isch, het er dört nüt meh schönne liefere. Os erst Mal won er isch ga frage, het ne ds Chöchcheli dür e Türschliz muß abpuzt: „Wier brouche nix“, u het d'Tür wider i d'Falle drückt. Das het Housin gheglet, un er het si vrschwehrt, hie gang er nümme ga Eier abiete; we si dere bruchi, schön si frage wo Grämpler-Housi deheim sng. Aber Pfarrers bei nüt drgliche ta, daß si söt Eier ha. Das het doch du Housi mit dr Zyt uf ds Gmüet gschlage.

„S'nimmt mi nume wunger, wär mr dä Chund het abgaggt“, het er deheime bi Eish giammeret, „u mi um das Brdienstli bracht het.“

„S'isch ja no einisch um ds Frage z'tüe“, het er ds nächst Mal gwärweiset, won er näb em Pfarrhus düren isch, isch wider zrugg cho u het gchlopft.

Wider het ds Chöchcheli usta u wider het er dr glich Bscheid übercho: „Wier brouche nix.“

„Das wär mier eige“, fahrt dr Housi uf, „Eier brucht's i jeder Hushaltig. Ich wot i wüsse was da gange isch! Ale, heis dr Pfarrer usc cho, i wot mit ihm sälber redet.“

Dr Pfarrer isch cho u het Housin gfragt, was er begähri.

„Das wird me scho wüsse“, seit dä, „sit Jahr u Tag han i die d'Eier schönne gä u jez ungereinisch wot me nüt meh vo mr. Es nimmt mi doch bim Donner wunger, was da dr Grung isch.“

„Ja sueget dier guete Ma, das isch e so,“ seit dr Herr Pfarrer, „mier vrchere mit de Bure diräkt. Mier bezieh ds Gmüs, Eier und Härdöpfel us dr Nachbarschaft, u fahre guet e so. Es tuet mr leid, aber i möchts nüt ändere.“

„Soso, isch das däwäg“, studiert Housi, „henu, Herr Pfarrer, i vrchere fürderschi mit em Hergott o grad diräkt“, het ds Cörbli a Arm ghänkt u isch gange.

„Dr Predigt het me ne nie meh gleh.“